

Die folgenden Bemerkungen wurden vorgetragen bei der Straßburger "Semaine alémanique" (1), und sie gelten dem transnationalen Zusammenhang, der diese einwöchige Veranstaltung prägte : der Alemannischen Internationale. Sie fragen nach der Realität, die mit diesem Begriff anvisiert wird, fragen aber auch nach seiner gewissermaßen 'mythischen' Überhöhung. Damit ist ein falscher, ungedeckter Anspruch gemeint, eine Wendung ins Ideologische. Mythisierung wird hier also in erster Linie als Gefahr, als Verfälschung gesehen. Daß auch falsche Ansprüche ihre eigene Dynamik entwickeln, daß sie also zurückwirken auf die Realität, wird damit nicht bestritten. Aber die Komplexität dieses Prozesses liegt nicht im Rahmen dieser kleinen Arbeit — und es spricht auch vieles dafür, über diese Entwicklung erst zu einem späteren Zeitpunkt zu urteilen.

Der Begriff Alemannische Internationale taucht zwar in diesen Tagen immer wieder einmal auf ; aber er ist noch immer einigermaßen esoterisch (2), und er ist wahrscheinlich auch sehr jung. Möglicherweise ist jener Beleg der älteste, in dem mir die Bezeichnung zuerst begegnete ; der Begriff wäre dann kaum eineinhalb Jahre alt, und er ginge auf André Weckmann zurück, dem ja schon verschiedentlich einprägsame Formulierungen gelungen sind, die zur gängigen Münze wurden. Im "Butterflade" (3) schrieb Weckmann, im Mai 1976 sei eine Alemannische Internationale geboren worden. Er bezog sich dabei auf eine Veranstaltung des Südwestfunk-Studios Freiburg im Breisgau, zu dem Dialektdichter und Dialeksänger, Liedermacher und Musikanten aus dem Elsaß, der alemannischen Schweiz, dem alemannischen Vorarlberg und dem alemannischen Teil Baden-Württembergs, also dem südlichen Baden eingeladen waren (4). Diese Veranstaltung war freilich ihrerseits nicht nur ein Anfang, sondern auch ein Ergebnis — die Konsequenz vorangegangener Kontakte, das Produkt gemeinsamer Erfahrungen und einer gemeinsamen Situation, von der noch die Rede sein wird.

(1) Vortrag am 14. November 1977 in Straßburg.

(2) Glücklicherweise — sonst hätte wahrscheinlich ein findiger Journalist die politkriminellen Ereignisse im Herbst 1977 unter dieses Motto gestellt.

(3) Butterflade No. 6/1976; vgl. *Les Cahiers du Bilinguisme*, 7/1977, No. 1-2, S. 19.

(4) Die Referate und Gedichte, die bei der Freiburger Veranstaltung vorgetragen wurden, sind jetzt dokumentiert in: Matthias SPRANGER (Hg.): *Dialekt — Wiederentdeckung des Selbstverständlichen? Eine alemannisch-schwäbische Bestandsaufnahme*. Freiburg i. Br. 1977.

André Weckmann betonte gleich, daß es unsinnig wäre, Alemannien in diesem Zusammenhang als politische Wesenheit aufzufassen — davon gäbe es ohnehin schon zu viel ; vielmehr handle es sich um eine Zone des kulturellen Austauschs und der kulturellen Verbrüderung. Das wichtigste Medium dieses Austauschs ist zweifellos die Sprache, ist der alemannische Dialekt ; eine wichtige Äußerungsform, eine kulturelle Realisation symptomatischen Charakters war von Anfang an die Dialektdichtung.

Es liegt nahe, nach den geschichtlichen Voraussetzungen für die Einheit dieser Sprache und für die Einheit ihrer Literatur zu fragen ; die Antwort muß hier freilich sehr verkürzt ausfallen. Das stammesgeschichtliche Moment ist sicherlich nicht entscheidend ; die Einheitlichkeit der früheren Stämme wird heute von den meisten Historikern bestritten. Entscheidend ist, daß die Verbindung zwischen den verschiedenen alemannischen Regionen jenseits der Stammesgeschichte im engeren Sinn aufrechterhalten blieb, daß der Flußlauf des Rheins lange Zeit nicht Trennung, sondern Nachbarschaft schuf (5), daß es staatlich-territoriale, wirtschaftliche, handelsmäßige, kirchliche und natürlich auch kulturelle Kontakte in Fülle gab, die tatsächlich den Gedanken der Zusammengehörigkeit nie ganz verkümmern ließen.

Der Begriff des Alemannischen spielte allerdings Jahrhunderte lang nur eine ganz untergeordnete Rolle. Es ist bekannt, daß ihn erst Johann Peter Hebel wieder in Erinnerung gebracht, daß er ihn bis zu einem gewissen Grad popularisiert hat. Aber Hebel ist kein erratischer Block ; er gehört und er paßt in die Landschaft. Es ist ein Glücksfall, daß er im Dreiländereck zu Hause war, daß er mit seinen Themen in die Schweiz und nach Frankreich ausgriff, daß er hier wie dort als Vorbild akzeptiert wurde (6). Der Dichter des "Pfungstmontag", Georg Daniel Arnold, ist ohne den badischen Prälaten nicht denkbar, obwohl Hebel der Gattung des Dramas gänzlich fern geblieben war — und in seiner Folge wären Dutzende von Namen zu nennen, alle abhängig von anderen Zeitläuften, aber alle doch direkt oder indirekt aufruhend auf den Alemannischen Gedichten Hebels von 1803.

Ist das die Tradition, die auch für die neue Alemannische Internationale maßgeblich ist, in die sie sich einfügt? Man tut wohl gut daran, diese Frage nicht a limine radikal zu verneinen. Man sollte die Berufung auf Geschichte nicht den

(5) In seiner Schrift *Bindnuß und Verain der dreyen Löblichen freien Statt Zürich, Bern und Straßburg*, 1588, schreibt Johannes Fischart:

"Diß ist der fürnemst Nutz und Frommen,
Der auß den Flüssen her thut kommen,
Die Flüb die Nachbarschaft verainen,
Welche an einem Fluß anrainen".

Solche Belege für ein Bewußtsein der Zusammengehörigkeit können freilich kaum mehr ohne Skrupel zitiert werden, da ihr nationaler Gehalt später überbetont und sie in nationalistisch-militante Äußerungen umgemünzt wurden ; vgl. etwa Eugen FEHRLE, *Deutsches Volkstum im Elsaß*. Berlin, 1941.

(6) Vgl. Robert MINDER, *Hebel, der erasmische Geist, oder Die Nützliche Anleitung zu seiner Lektüre*. In : J. P. HEBEL, *Werke*, hg. von Eberhard Meckel, 1. Band Ffm. 1968, S. III-XLIV.

Reaktionären überlassen ; in einer am Dialekt orientierten, den Dialekt in die Mitte rückenden Bewegung steckt zweifellos ein konservatives oder — neutraler gesagt — konservierendes Moment. Auf der anderen Seite aber gelten für jene ältere Tradition eine Reihe von Charakteristika, die so für die neuere Dialektdichtung nicht mehr zutreffen, ja die von ihr geradezu ins Gegenteil verkehrt wurden. Ich stelle einige wenige heraus :

Im Jahr 1820 besprach Goethe in der Zeitschrift "Über Kunst und Altertum" das 1816 anonym erschienene Drama "Der Pfingstmontag". Seine Rezension war ausgesprochen freundlich ; einschränkend und erklärend sprach Goethe freilich von seiner "durch Erinnerung bestochenen Freude an diesem Kunstwerk". Seine Besprechung gipfelte in der Feststellung, er gebe der Dichtung "den Ehrennamen eines lebendigen Idiotikons" (?). Heute fragt man sich unwillkürlich, ob dies wirklich ein "Ehrentitel", ob es nicht versteckter Tadel war. Aber tatsächlich charakterisierte Goethe damit eine Beziehung, die für die meisten Dialektdichter jener älteren, recht stabilen Tradition wesentlich war : sie waren fast alle Philologen, Freunde des Worts, der Wörter, der Sprache ; es ging ihnen um die Aufbewahrung von fast schon Verlorenem. Auch für Hebel gibt es entsprechende Hinweise : er sprach davon, die von ihm gebrauchte dialektale Sprache sei gewissermaßen "Sanskrit gegenüber dem Prakrit der wirklichen alemannischen Volksmundarten" (*) ; und ein wesentliches Motiv für seine Mundartdichtung sah er darin, die "Ruinen einer einst machtvollen Sprache" wiederherzustellen (?).

Ein zweites Merkmal für jene ältere Tradition ist das tiefe Einverständnis der Dialektdichter mit der Welt. Das ist nicht gleichbedeutend mit unkritischer Zustimmung ; aber letztlich fanden sie die Dinge in Ordnung, in einer Ordnung, die nicht von heute war, sondern die eh und je gegolten hatte. Dieses Grundgefühl führte häufig zu einer Überhöhung — religiöser und anderer Natur. Es führte auch dazu, daß aktivere Stimmen mehr oder weniger automatisch aus der Dialektdichtung ausgesperrt waren, daß nicht nur von außen, sondern auch im Selbstverständnis der Dialektdichter eine Gleichung entstand zwischen freundlicher Resignation und Dialekt. In einer Äußerung von Ludwig Thoma, der darin nicht von der vorherrschenden Attitüde alemannischer Poeten abwich, wird dies ganz deutlich : "Die Dialektdichtung behalte ich mir noch zurück als Altenteil für ein behäbiges Schaffen auf der Ofenbank. Da will ich schon noch etliches ordentlich und sauber schnitzen. Jetzt heißt es noch etwas sich mühen" (**).

Als drittes Merkmal hebe ich die pastorale Belehrung hervor — so formuliert

(7) Vgl. Josef LEFFTZ (Hg.): *Der Pfingstmontag. Lustspiel in Straßburger Mundart von G. B. Arnold.* Straßburg 1941, Zur Einführung, S. 14.

(8) Vgl. Wilhelm JENSEN, *Der Schwarzwald.* Leipzig o.J., S. 102.

(9) Vgl. MINDER (wie Anm. 6), S. X.

(10) Zitiert bei Adolf J. EICHENSEER (Hg.): *Zammglaabt. Oberpfälzer Mundartdichtung heute.* Regensburg, 1977, Einleitung S. 15.

zweifellos im Gedanken an den Pfarrer und Schulmann Hebel ; aber auch dies ist ein allgemeiner Zug. Belehrung herrscht vor, und es wird auch kein Hehl daraus gemacht, daß diese Belehrung von oben kommt; es ist jedoch ein sehr freundliches, nachbarliches Oben, das konziliante Verbundenheit garantiert.

Diese drei Merkmale reichen sicher nicht aus zu einer erschöpfenden Charakteristik der älteren Mundartdichtung ; aber sie werfen wichtige Schlaglichter darauf. Sucht man die gleichen Merkmale in den heutigen Erscheinungsweisen der Dialektpoesie, so wird offenkundig, daß Tradition hier nicht bewußtlose Fortsetzung ist, sondern reflektierte Auseinandersetzung :

Auch die neueren Dialektdichter bearbeiten ihr Sprachmaterial ; sie vermitteln nicht einfach 'gesprochene Sprache', sondern müssen diese wiedererfinden, verändern, montieren, verfremden. Das Artifizielle sollte nicht unterschätzt werden ; Sprachartistik steht am Anfang der modernen deutschsprachigen Mundartdichtung (11). Aber es geht dabei fast nie um die bewahrende Rekonstruktion von Relikten, um ein "lebendiges Idiotikon". Der Anspruch ist vielmehr, daß die Dichtung aus der Sprache des Alltags schöpft, und daß sie sich der Sprache des Alltags anbietet. Die — freilich nicht immer verwirklichte — Intention der Dialektdichter ist es, nicht oder doch nicht nur für ein gelehrtes Publikum zur Erbauung und Unterhaltung zu schreiben, sondern für breiteste Schichten ; bezeichnend sind in diesem Zusammenhang die neuen, öffentlichen Vermittlungsversuche der modernen 'Spruchdichtung'(12). Gewiß würde man weder Hebel noch Arnold gerecht, wenn man sie als blutleere Esoteriker verstünde ; aber ihr Publikum waren doch vor allem gebildete bürgerliche Stände, die heute ihre Konturen verloren haben, und die unter den Adressaten der Dialektdichtung — ungeachtet des nicht zu verkennenden Rezeptionspluralismus — nicht mehr eindeutig dominieren.

Dieses erste Gegenmerkmal muß in Verbindung mit dem zweiten gesehen werden : die grundlegende Haltung ist nicht mehr einverständliche Überhöhung des Wirklichen, sondern radikale Realitätskritik. Die erhöhte Sprachsinlichkeit, die dem Dialekt eigen sein kann, und die daraus abgeleitete sensorische Genauigkeit werden nicht selten in den Dienst kritischer Entlarvung gestellt. Tradition wird so zunächst einmal aufgehoben im Sinne von konterkariert, überwunden ; eben dadurch aber wird sie auch transponiert und bewahrt. Zu den häufigsten Formen gehört die Kontrafaktur, ein altes Element der Dialektdichtung, das etwa die barocken Interludien und die späteren Hanswurstiaden fast völlig bestimmte, das dann lange Zeit verschüttet war, das aber hier wieder ausgegraben und in die

(11) Dies gilt für die Wiener Konkretisten, in eingeschränktem Maß auch für den Berner Kurt Marti. Auch in der gegenwärtigen Dialektdichtung sind Sprachspiele, ist vor allem die witzig-spielerische Konfrontation von Mundart und Hochsprache von großer Bedeutung.

(12) "Protestgedichte Weckmanns wurden in Marckolsheim und Wyhl vor Tausenden von Demonstranten rezitiert und gesungen". Adrien FINOK, *Mundart und Protest*. In : *Recherches Germaniques*, 7/1977, S. 197-221 ; hier S. 221.

Mitte gerückt wird — Adrien Finck hat auf die Bedeutung dieses Moments nachdrücklich hingewiesen und sie an alemannischen Beispielen demonstrierte⁽¹³⁾.

Schließlich die dritte Gegen-Lösung : Es wäre sicher falsch, der neuen Dialekt-dichtung den pädagogischen Impetus abzusprechen. Sie ist vielfach ausgesprochen belehrend, manchmal auch verkündend. Aber das Etikett 'pastorale Belehrung' haftet nicht. Das hängt aufs engste mit der Kritik zusammen : diese Dialektdichtung stellt in Frage von unten her ; sie problematisiert das scheinbar Selbstverständliche, nimmt alltägliche Befindlichkeiten nicht als gegeben hin, greift ein in politische, ökologische Auseinandersetzungen, fordert auf zur Reflexion und zur Umkehr, zum Widerstand⁽¹⁴⁾.

Diese wenigen Hinweise sollen den Zusammenhang mit der älteren, teilweise gemeinsam-alemannischen Tradition nicht durchschneiden ; sie sollen aber zeigen, daß die neuere Dialektdichtung nicht vollständig aus dieser Tradition zu erklären ist. Die in ihr wesentlichen Haltungen können überhaupt nicht allein aus sprachlichen oder literaturgeschichtlichen Befunden abgeleitet werden ; sie sind vielmehr bedingt durch die gesamte soziale, politische, ökonomische Situation, bedingt durch die gewandelte Realität und ein gewandeltes Realitätsverständnis. Alemannische Internationale — das ist nicht nur eine Vereinigung von Mundartfreunden, sondern der Ausdruck einer gemeinsamen Lagerung im weltpolitischen Feld. Der Name Hebel braucht nicht ausgeblendet zu werden, schon weil sich auf ihn erfreulicherweise viele berufen können ; aber es sind, sucht man nach der Fundierung dieses übernationalen Zusammenhangs, dann doch auch jüngere, weniger poetisch klingende Namen zu nennen — von Robert Lafont⁽¹⁵⁾ bis hin zu jenem Pseudonymen Jean⁽¹⁶⁾ der kürzlich das Elsaß unter die Lupe nahm und damit ein Aufsehen erregte, das seine Thesen im wesentlichen bestätigte. Kurz : die alemannische Internationale ist ein Ausdruck, ist eine besonders eindrückliche Verkörperung des neuen Regionalismus⁽¹⁷⁾.

Das Aufkommen, die Wiederentstehung und Verstärkung des Regionalismus hängt sicherlich zusammen mit dem Abbau oder doch der Milderung nationaler Gegensätze. So lange an den nationalen Grenzen Feindseligkeit vorherrscht, so lange es dort ernst ist, verstummen die inneren Gegensätze oder werden doch nur auf kleiner Flamme gekocht. Das heißt freilich nicht, daß es sich dabei nur um Spielereien handelte ; sonst hätte die Entschärfung der äußeren Grenzen, die Öffnung von Ventilen, die Spannung ja gerade vermindern können, während sie sich in Wirklichkeit immer noch erhöht.

(13) *Ibid.*, S. 219.

(14) Es mag genügen, Marckolsheim und Wyhl als Stichwörter zu nennen, die schon mehrfach behandelt wurden. Vgl. beispielsweise Manfred BOSCH, *Neue Dialektliteratur*. In : *Neue Rundschau*, 88/1977, S. 430-442.

(15) Lafonts Buch *La révolution régionale* bestimmte schon früh die theoretischen Voraussetzungen des neuen Regionalismus.

(16) 'JEAN': *Elsaß: Kolonie in Europa*. Berlin, 1976.

(17) Vgl. Lars GUSTAFSSON (Hg.) : *Tintenfisch 10. Thema : Regionalismus*. Berlin 1976.

Der Regionalismus wendet sich gegen die Steuerung von der jeweiligen Zentrale, gegen die Entmündigung der Provinz und ihrer Bürger. Es hat den Anschein, daß eine solche Entmündigung, haben die administrativen Gebilde erst einmal eine gewisse Größenordnung erreicht, auch von Gutwilligen nicht mehr auszugleichen ist. Die Soziologen reden von "turbulenten" Umwelten ⁽¹⁸⁾ — turbulent : das heißt mehr als nur dynamisch, das weist auf die enorme Schwierigkeit hin, die Dinge unter Kontrolle zu bringen. Planungen und administrative Akte werden vermehrt ; aber sie behindern sich gegenseitig, erzeugen Bürokratie, die zu den Hauptgegnern demokratischer Selbstbestimmung gehört ; die anonymen Strukturen und die neurotisierenden Schübe immer neuer Veränderungen scheinen diese Selbstbestimmung unmöglich zu machen — sie wird aber verlangt und erwartet.

Dazu kommt, daß die nationale Kultur der Zentralen nicht mehr dem Konzert der verschiedenen Regionen entspricht, ja daß sie nicht einmal das historisch gewachsene Dach *über* den verschiedenen Regionen bildet, sondern daß sie sich darstellt in der verwaschenen Uniformität einer Allerweltskultur. Gewiß gibt es auch darauf eine versöhnliche Perspektive : Der Amerikaner Marshall McLuhan hat immer wieder darauf hingewiesen, daß die neuen Medien die Welt zu einem einzigen Dorf machten. Man kann das so sehen ; aber man muß dann wohl hinzufügen, daß es sich um ein sehr amerikanisches, ein fragwürdig amerikanisches Dorf handelt, im dem die Kulturindustrie Bedürfnisse nicht nur deckt, sondern auch weckt, und in dem sie auch über die Symbole verfügt ⁽¹⁹⁾. Was bin ich? — diese Fernseh-Fragen ist dann nicht mehr wirklich zu beantworten ; auch über die persönliche Identität bestimmt die Zentrale ⁽²⁰⁾. In André Weckmanns Gedicht "Aliénadon" kommt etwas von diesem banalen Internationalismus zum Ausdruck, wenn er in den Schlußzeilen den "speaker bonsoir" sagen läßt ; es geht dabei sicher nicht um Fremdwortkritik aus puristischer Perspektive, sondern um die unauffällige Einschmelzung des Fremden und Fremdesten, ohne daß Widerstand geleistet würde, um jenes Prinzip der Massenmedien, das einen unspezifischen Generalnenner braucht, weil nur so die Verkäuflichkeit gesichert ist — neutrale amerikanische Middleclass-Geschichten sind sicher profitträchtiger als elsäßische Stories ⁽²¹⁾.

Der wichtigste Grund oder doch Auslöser des neuen Regionalismus ist ein ökonomischer, ist der wirtschaftliche Zugriff auf die Provinz. Im Verhältnis zwischen den Zentralen und den Außenregionen lassen sich drei Phasen unterscheiden : Die erste Phase ist charakterisiert durch die Vernachlässigung der Provinz ; sie wird ins Abseits gedrängt, wird der Verödung überantwortet ; Ent-

(18) Im Konstrukt der "turbulenten Umwelt" gelangt die sogenannte Modernisierungstheorie an einen Endpunkt: weitere Ausdifferenzierung erweist sich nicht mehr als effizient.

(19) Der Begriff Kulturindustrie geht zurück auf Max Horkheimer und Theodor W. Adorno ; ihm wurden inzwischen andere wie Zerstreuungsindustrie und Bewußtseinsindustrie an die Seite gestellt.

(20) Vgl. Hermann BAUSINGER : Zur kulturellen Dimension von Identität. In : Zeitschrift für Volkskunde 73/1977. S. 210-215.

(21) Vgl. Dieter PROKOP : Ökonomie und Phantasie ; zitiert bei Bosch (wie Anm. 14), S. 432.

machtung und Entmündigung sind die Charakteristika, Landflucht, Provinzflucht die Folgen ⁽²²⁾. Die zweite Phase ist charakterisiert durch die Erscheinungen, die Jean als "Korsika-Syndrom" ⁽²³⁾ bezeichnet : Ausverkauf der Landschaft an reiche Leute aus der Metropole oder den Metropolen ; rücksichtsloser, auf weite Sicht selbstzerstörerischer Ausbau der touristischen Industrie. In der dritten Phase schließlich kommt es zur eigentlich großindustriellen Erschließung ; wie Supermärkte heute nicht mehr in den Städten gebaut werden, sondern auf grüner Wiese, so entstehen ganze Ballungsgebiete aus dem Nichts einer schönen, aber 'unterentwickelten' Landschaft. Die Budgetansätze für die Region werden dann höher ; das Bruttosozialprodukt nähert sich dem der Zentralen etwas an ; gleichzeitig aber wächst die unmittelbare Erfahrung des Risikos. Das Bewußtsein, das "Landel" gehe "d' Schissgass nab" ⁽²⁴⁾, und die Uhr könnte "in Zukunft nie mehr schlagen" ⁽²⁵⁾, ist nicht mehr Produkt einer selbstquälerischen Anti-Nostalgie, also etwas wie saurer Kitsch, sondern ein alltägliches Erlebnis, aus dem die Wendung gegen die Kapitale — im doppelten Wortsinn von Hauptstadt und Kapitalmacht — erwächst. Regionalistischer Widerstand wendet sich gegen die allgemeine Entmündigung und fordert wirkliche Demokratie ; er stellt gegen die Verwechselbarkeit des Universellen die Identität des Überschaubaren, gegen die ökonomische Ausbreitung das Recht auf menschliche Heimat.

Der sprachliche Aspekt ist eingebettet in diese Zusammenhänge. Die administrative Reglementierung hat ihre sprachliche Seite ; straffe Zentralität wird fast immer auch sprachlich gefestigt. Dabei ist nicht etwa nur an juristische Regelungen durch Verbote zu denken, sondern auch an die praktische Reglementierung der Ausbildung und der Aufstiegskanäle, an die Auswirkungen der Orientierung am Bedarf, der durch nationale und internationale Kommunikationssysteme entsteht. Wer sich für die Sprache der Region einsetzt, stellt sich damit nicht nur in Gegensatz zu bornierten Zentralbürokraten, sondern auch zu den dominierenden Formen der Informationsvermittlung ; im Kalauer pointiert : Inspecteur Général Holdérith ⁽²⁶⁾ kämpft gegen Hollerit général, gegen das allgemeine Holleritsystem der Lochkartei und andere standardisierte kybernetische Regelungen. Diese Entwicklung machte den Sprachverlust, den Dialektverlust unvermeidlich ; andererseits führt sie dazu, daß Regional- und Lokalsprachen zum Symbol territorialer Integrität ⁽²⁷⁾ werden.

(22) Eine gewisse Urbanisierung des Landes, die man für das Elsaß schon seit längerem für charakteristisch hielt (vgl. Ftienne JULIEN LARD, *Paysaru d'Alsace*. Strasbourg, 1959, S. 621-624), steht nicht im Widerspruch zu dieser Tendenz.

(23) 'JEAN' (wie Anm. 16), S. 33.

(24) Aus einem Gedicht von A. Weckmann, zitiert bei Adrien FINCK (Hg.) : *Nachrichten aus dem Elsaß. Deutschsprachige Literatur in Frankreich*. Hildesheim, New York 1977.

(25) *Ibid.* ; aus einem Gedicht von Conrad Winter.

(26) Zur "Holderith-Reform" Vgl. Adrien FINCK (wie Anm. 12), S. 198.

(27) Nach Edward Sapir hat schon die Romantik dem Dialekt diese Funktion zugewiesen. Vgl. *Der Dialekt* (1931). In : Joachim GOSCHEL, u.a. (Hg.) : *Zur Theorie des Dialekts*. Wiesbaden, 1976, S. 67-73 < hier S. 71.

In dieser gegenläufigen Bewegung : tatsächlicher Rückgang des Dialekts und zunehmendes symbolisches Gewicht des Dialekts entwickeln sich eigentümliche Spannungen. Hier ist gewiß auch manches von dem verankert, das die Dialek-Internationale in die Nähe des bloßen Mythos rückt ; hier gilt es also genauer zuzusehen.

André Weckmann hat auch die Formel geprägt, die in diesem Zusammenhang unter die Lupe genommen werden muß : "Dialekt als Waffe" (28). Trifft es zu, daß der Dialekt auf dem Feld der Kommunikation, der sprachlichen Auseinandersetzung ein besonders effektives, ja gefährliches Instrument ist, eine Waffe? Und ist er eine taugliche Waffe? Schließlich trifft sich in vielen Orten Jahr für Jahr die Bürgerwehr oder der Schützenverein, historisierende Formationen, Relikte einer fernen Vergangenheit. Aber lauscht man den Festreden, so stellt sich über das Gemeinschaftsbekenntnis, den Appell zum Mannesmut, die verschiedensten historischen Reminiszenzen (die immer klingen, als ob alle Kriege gewonnen worden wären) selbst hier noch die Vermittlung zur Gegenwart her. Waffenträger marschieren immer vorn – ohne Rücksicht auf die Antiquiertheit ihrer Waffen. Könnte es, um die Parallele aufzugreifen, nicht sein, daß der Dialekt nur eine Art Vorderlader ist, ein theatralisch-pompöses Medium, anachronistisch durch und durch, hochgehalten nur von einigen Funktionären und ihren Anhängern? In welcher Beziehung steht dieses Hochhalten des Dialekts zu der begründeten Klage, daß die Mundart tatsächlich zurückgeht? Könnte es sein, daß diejenigen, die im Dialekt dichten, sich selber Mut machen, daß es Konkursverwalter sind, die aus Ignoranz oder Berechnung mit etwas demonstrieren, das dem Untergang geweiht ist?

Daß das Gewicht des Dialekts abnimmt, dafür gibt es Beweise. Das Elsaß ist allerdings das einzige Gebiet, für das handfeste Zahlen vorliegen, und auch diese reichen nur bis zum Jahr 1962 ; damals war der Anteil der Dialektsprecher innerhalb von 16 Jahren von 91% auf 85% zurückgegangen (29). In anderen Gebieten ist die Lage schwieriger zu eruieren, da die fließenden Übergänge zwischen dialektal-umgangssprachlichen Stufen und der Einheitssprache Zuordnungen und Aussagen erschweren (30). Sicher ist die Situation nirgends so, daß eine Erfüllung jener Prognose zu erwarten ist, die seit zweihundert Jahren die Dialektforschung und Dialektsammlung begleitet : 'Die Dialekte sterben aus'. Wenn "Dialekt" nicht präzisierend durch ganz bestimmte Merkmale festgeschrieben, sondern formal als "regionale Subvarietät von Sprache" (31) gefaßt wird, dann

(28) Vgl. *Les Cahiers* (wie Anm. 3), S. 20.

(29) Vgl. Adrien FINCK (wie Anm. 24), s. viii.

(30) **Der Unterschied zwischen kompartimentalisierter und fließender Struktur einer Sprache, den John J. GUMPF.RZ (*Linguistic and Social Interaction in Two Communities*. In : *The Ethnography of Communication*. *Am. Anthropol.*, **Special Publication**, 66/1964, S. 137-153; hier S. 141) eingeführt hat, wird hier bedeutsam. Die naheliegende Annahme, daß die fließenden Übergänge die Annäherung an die Einheitssprache immer erleichtern, ist nicht unbedingt richtig : das Aufwärtsstreben auf einer unmerklichen Hangstrecke ist nicht grundsätzlich einfacher als der Aufstieg auf Stufen, via "code-switching".**

(31) Vgl. Edward SAPIR (wie Anm. 27), S. 68.

ist das völlige Aussterben von Dialekten nicht zu befürchten. Aber es kann kein Zweifel bestehen, daß es Ausgleichs- und Abschleifungsprozesse gegeben hat, daß die gewissermaßen vollmundigeren Eigenheiten der Dialekte verschwunden oder doch bedroht sind.

Aber es fragt sich, ob der Dialekt dadurch untüchtig wird, ob er nicht eben durch die neue Konstellation 'mobilisierbar' geworden ist. Gerade weil der Dialekt nicht mehr in unbewußter Selbstverständigkeit die Alltagsrede bestimmt, gerade weil er bedroht ist, ist er aufgewertet zum Signal und Symbol. Die Rede vom Aussterben der Dialekte ist ja doch eine personifizierende Verdinglichung. Der Dialekt ist keine Tierart, die passiv der Jagd unterworfen wäre; der Dialekt ist ein Medium, über das verfügt werden kann, und das Aussterben bezeichnet nichts anderes als den Nichtgebrauch. Insofern ist der Gebrauch des Dialekts immer schon Gegenwehr, ein Stück Widerstand gegen egalisierende, nivellierende Tendenzen; insofern *ist* Dialekt Waffe.

Die wichtigste Veränderung gegenüber den früheren Sprachzuständen dürfte nicht darin liegen, daß vieles von den 'Breiten' des Dialekts verloren gegangen ist, sondern vielmehr in der zunehmenden 'Mehrsprachigkeit'. Dieser Begriff bedarf allerdings der Erläuterung; gemeint ist die Möglichkeit, über verschiedene sprachliche Register zu verfügen. Für das Elsaß impliziert dies Fragen, die hier nicht beantwortet werden können, für die es teilweise wohl auch noch gar keine präzise Antwort gibt. In dem gleichen Zeitraum, in dem die Zahl der Elsäßisch Sprechenden um 6% zurückging, stieg die Zahl der Französisch Sprechenden Elsässer um 1496 auf über 80%. Neuere Zahlen sind mir nicht bekannt; die Frage nach dem Ausmaß und Stellenwert von Kontaminationen in der Art von "Ii faut profiter das schöne Wettter", aber auch die nach Patois-Einfärbungen des gesprochenen Französisch ist offen⁽³²⁾. Vermutlich wäre unter Einbeziehung solcher Fragen das Ergebnis im Elsaß nicht viel anders als in den anderen alemanischen Gebieten: mehr Menschen als früher haben die Möglichkeit, zwischen verschiedenen "Sprachen" — genauer: sprachlichen Registern — zu wählen; die Chancen des code-switching bzw. des Verschiebens auf einer kontinuierlichen Skala sind gewachsen. Eine solche Wahlmöglichkeit aber ist die Voraussetzung dafür, daß dem Dialekt eine symbolische Qualität zuwächst. Weil die Menschen nicht mehr verurteilt sind zum Dialekt, erhält er eine besondere Bedeutungsnuance. Wenn man vom Bild "Dialekt als Waffe" ausgeht, dann könnte man vielleicht sagen: wenn jemand *n u r* Dialekt spricht, ist dieser Dialekt für ihn der Arm; erst durch die Erweiterung der Möglichkeiten wird die Sprache prothetisch, wird zum wählbaren, auswechselbaren Werkzeug, wird insofern gewissermaßen zur Waffe.

(32) **Besondere Aufmerksamkeit verdient die Sprachwahl in bestimmten Sprechsituationen. Diesem Problem hat Walter HOFFMEISTER eine sprachsoziologische Untersuchung bei Schülern im Departement Moselle gewidmet (Diss. Salzburg 1973). Vgl. auch Marthe PHILIPP, Probleme der Diglossie im Elsaß und in Lothringen. In: Tagungsprotokoll Gegenwärtige Probleme der Diglossie in germanisch-romanischen Übergangsräumen. Mschr. Bonn 1975, S. 13-17.**

Allerdings sind für die Hanhabung, für die Anwendungsmöglichkeiten des Dialekts die jeweiligen, in den Regionen sehr verschiedenen Bedingungen und Voraussetzungen wichtig. Eine solche Differenzierung ist nötig, um die Alemannische Internationale wirklich in ihren realen Grenzen zu erkennen und sie nicht der Mythisierung zu überlassen.

Unter regionalistischem und zumal sprach-regionalistischem Aspekt nimmt das Elsaß unter den alemannischen Ländern die einzig wirklich exponierte Stellung ein. Frankreich ist schon seit Jahrhunderten stärker zentralisiert als die benachbarten Staaten ; auch die Revolution hat bekanntlich die Zentralität nicht vermindert, sondern teilweise noch verstärkt ⁽³³⁾. Nur der Föderalismus und der Aberglaube sprächen Bretonisch, verkündete Barere 1794 im Wohlfahrtsauschuß ; sprachliche und andere kulturell autonome Äußerungen der Provinzen wurden auch später bekämpft, und auch zur Gegenwart findet man immer wieder Anmerkungen in der Richtung, im Kern sei auch die 5. Republik so zentralistisch wie Colberts Frankreich im 17. Jahrhundert ⁽³⁴⁾. Es ist, zumal für einen Außenstehenden, schwierig, dieses Problem gerecht zu beurteilen ; es ist auch schwer durchschaubar, da es sich nicht nur in gesetzlichen Vorschriften und Verboten manifestiert – Provinzen werden ja auch durch andere Strategien ausmanövriert, welche die Intelligenz in die Zentrale ziehen und dort ein wirtschaftliches Übergewicht herstellen, das die Provinz erst zur Provinz macht.

Unter sprachlichen Aspekten ist die Distanz wichtig, die sich gegenüber dem Deutschen herausgebildet hat. Deutsch als Hochsprache ist zwar die "natürliche Verlängerung" des Elsäßischen ⁽³⁵⁾, und im kirchlichen Bereich ist es gewissermaßen die Muttersprache des Protestantismus. Aber die praktischen Anwendungsmöglichkeiten sind gering, und es gibt auch genügend Gründe für emotionalen Abstand ; schließlich war Deutsch die Sprache von Kaiser Wilhelm, die Sprache Hitlers, die Sprache des – für die elsäßische Karikatur bedeutsamen – Professors Knatschke. Jedenfalls wird ein gewisser Grad von Sprachassimilation ans Französische ⁽³⁶⁾ so wenig verweigert, wie das grundsätzliche Bekenntnis zu Frankreich ; André Weckmanns Frage an Frankreich : "Was duesch su belaidigt?" ⁽³⁷⁾ ist keineswegs theatralische Rollenlyrik, und auch der Kampf für ein dezentralisiertes Elsaß, selbst in den Zeitschriften mit einem demonstrativ-deutschelsäßischen Titel, wird weitgehend auf Französisch geführt. In dieser

(33) Vgl. Karl Vossi.ER, *Über das Verhältnis von Sprache und Nationalgefühl*. In : **Die neuen Sprachen** 26/1919, S. 1-14.

(34) Vgl. Klaus ARNSPERGER, *Verstummen König Arturs Kinder? Über den Niedergang des Bretonischen*. In : **Süddeutsche Zeitung Nr.** 65/1977, S. 95 f.

(35) Vgl. Lars OLSSON, *Les problèmes linguistiques de l'Alsace vus par un Suédois*. In : **Moderna Språk** 68/1974, S. 45-70; hier S. 51.

(36) Vgl. Rudolf ZIMMER, *Dialekt, Nationaldialekt, Standardsprache. Vergleichende Betrachtungen zum deutsch-französischen Kontaktbereich in der Schweiz, im Elsaß und in Luxemburg*. In : **ZDL** 44/1977, S. 145-157 ; hier S. 152.

(37) Vgl. zu diesem Gedicht Urs BRISCHI E, *Der Elsässer Andre' Weckmann – Hebelpreisträger 1976*. In ; **Badische Heimat**. Ekkhart, 1977, S. 93-96.

Situation kommt dem Gebrauch des elsäßischen Dialekts zweifellos von vornherein eine besondere Bedeutung zu, ein Stück Zeichenhaftigkeit jenseits des Inhalts⁽³⁸⁾.

Dies ist sicher nur eine unvollkommene, undifferenzierte Charakteristik der elsäßischen Situation. Aber sie reicht aus, um deutlich zu machen, daß die Lage im südlichen Baden reichlich anders ist. Zu den überspitzten Passagen in dem Büchlein von Jean gehört die, in der von den in einem verzweifelten Abwehrkampf stehenden "nationalen Minderheiten" die Rede ist, und in der es dann heißt: "Im Kanton Bern bilden die Jurassen eine solche Minderheit, ähnlich wie die Badener in Baden-Württemberg oder die Franken in Bayern"⁽³⁹⁾. Zugegeben, ich bin Württemberger und kein Badener — im Gegensatz zu Jean und zum Regierungschef von Baden-Württemberg; aber auch aus nichtwürttembergischer Perspektive dürfte diese Feststellung kurios erscheinen und geeignet, andere, richtige Passagen zu desavouieren. Baden-Württemberg wurde aus gleichberechtigten Teilen zusammengeschlossen; die amerikanische Militärregierung in Stuttgart legte bei der Gründung des neuen Landes fest, daß Vakanzen im Kabinett durch "residents of Baden" zu ersetzen seien — und es gibt immerhin Gründe für die scherzhafte Bemerkung, dieses Prinzip sei nie außer Kraft gesetzt worden. Emphatische Begriffe wie "die Indianer Europas", "Vernegerung", "Kolonialisierung"⁽⁴⁰⁾ mögen insgesamt übertrieben sein; auf Regionen wie das südliche Baden bezogen werden sie schlicht lächerlich. Auch und gerade die sprachliche Einschätzung bestätigt die völlig andere Situation: der alemannische Dialekt genießt ein hohes Ansehen, bis in die Freiburger und Stuttgarter Regierungskreise hinein, und zwar nicht einmal nur als poetisches Freizeithemd, sondern als normaler Anzug im alltäglichen Umgang. Es ist kein Zufall, daß die harmlosen, vielleicht manchmal auch etwas scheuklappenhaften Aufkleber der "Muettersproch Gsellschaft" gerade auch im Freiburger Regierungspräsidium zu sehen sind⁽⁴¹⁾. Dialekt als Waffe? Gewiß, das ist möglich; aber es ist dann sehr viel eher eine Frage des Inhalts, nicht eine Entscheidung, die schon mit der gewählten Form getroffen ist⁽⁴²⁾.

Im Vorarlberg liegen die Dinge vermutlich nicht viel anders. Zwar ist dort der österreichische Kulturzentrismus in Rechnung zu stellen, der beispielsweise das

(38) Es ist umstritten, ob die verbreitete Orientierung am Französischen dem elsäßischen Dialekt einen besonderen Schutz angedeihen läßt, oder ob sie ihn nicht vielmehr der Deformation überantwortet. Vgl. u. a. Raymond MATZEN, *Sprachliches aus dem Elsaß. Über die Notwendigkeit der sprachlichen Übergänge*. In: *Dialekt als Sprachbarriere? Ergebnisbericht einer Tagung zur alemannischen Dialektforschung*. Tübingen, 1973, S. 77-87.

(39) 'JEAN' (wie Anm. 16), S. 37.

(40) Vgl. Hermann BAUSINGER, *Zur politischen Kultur Baden-Württembergs*. In: *Baden-Württemberg, Eine politische Landeskunde*. Stuttgart 1975, S. 13-40.

(41) Solche Begriffe erscheinen mitunter in *Elsa*, dem Kampfblatt der El-Bewegung. Vgl. dazu Adrien Finck (wie Anm. 12), S. 199.

(42) Der verbreitetste Aufkleber bietet ausdrücklich an: "*Bi uns cha me a u alemannisch schwätze*".

(43) In diesem Sinn hat Rüdiger FLUCK festgestellt, "Mut zum Dialekt" brauche es "heute nirgendwo mehr"; wohl aber gehöre Mut dazu, im Dialekt "ehrlich, auch gegenüber sich selbst, und wahr zu sein". Zur "neuen" Mundartliteratur. In: *Der Sprachdienst* 21/1977, S. 49-53; hier S. 53.

Erziehungswesen nachhaltig beeinflußt; aber Vorarlberg ist doch ein eigenes Bundesland mit einer beachtlichen wirtschaftlichen Kapazität, freilich auch mit starken inneren Spannungen, mit riesigen internen Unterschieden im Wohlstand der Bevölkerung. Viele der Dialektdichter nehmen hier Partei; aber auch hier ist die Parteinahme nicht schon automatisch durch den Dialektgebrauch signalisiert.

In der Schweiz deckt der Dialekt viele Funktionsbereiche ab, die anderswo der Hochsprache, der Einheitspsprache reserviert sind. Man hat im Sinne dieser Ausweitung den Begriff des "Nationaldialekts", den Pescatore für Luxemburg geprägt hatte, auf die Schweiz übertragen⁽⁴⁴⁾. Dieser Begriff droht zwar den wichtigen Sachverhalt zu verdecken, daß es sich ja keineswegs um einen einheitlichen Dialekt, sondern um sehr verschiedenartige Dialekte in ihrer Gesamtheit handelt; aber er verdeutlicht den praktischen Tatbestand, daß die Reichweite dieser Dialekte sehr viel größer ist, daß also Gegenstände, die anderswo grundsätzlich der Einheitssprache vorbehalten sind, hier durchaus im Dialekt traktiert werden können. Unter den vielen Meditationen, die in den letzten Jahren über den Dialekt niedergeschrieben wurden, fand Dieter Kuhns Konfrontation von Mundart und Hochsprache⁽⁴⁵⁾ besondere Beachtung. Kühn vertritt darin u. a. die Meinung, "in Mundart können Bereiche unserer Wirtschaft nicht dargestellt, nicht durchsichtig gemacht werden". Dies ist tendenziell richtig; für die Schweiz trifft es aber ganz sicher nicht zu. Dort ist es nicht nur nicht auszuschließen, sondern sogar wahrscheinlich, daß die "drei Herren am Rhein"⁽⁴⁶⁾ die Weichen nicht auf Hochdeutsch stellen; Millionen und Milliarden werden dort hinaus im Dialekt bewegt. Wiederum: auch hier schließt dies nicht aus, daß Dialekt Sprache des Protests sein kann und daß dem Protest dadurch besondere Qualitäten zuwachsen; aber Dialekt ist nicht per se Protestsprache.

So knapp dieser Überblick ist — er zeigt doch, daß es gefährlich ist, von *dem* Dialekt zu reden, und er zeigt insbesondere, daß die Gefahr der Mythisierung droht, wenn sich andere Regionen die besondere Konstellation des Elsaß zu eigen machen wollen, wenn sie sich der spezifischen Exponiertheit anhängen. Es gibt viele Sätze über den Dialekt, die in einer besonderen Situation zutreffen und die vielleicht auch eine allgemeinere Tendenz markieren, die aber falsche Ansprüche an den Dialekt stellen, wenn sie verabsolutierend und verallgemeinernd vorgetragen werden. 'Der Dialekt lügt nicht' — dies ist ein Satz, den man demgemäß nicht im Dialekt aussprechen darf, denn er ist eine Lüge. Genauer gesagt: die Hochsprache lügt auch nicht; aber man kann sowohl in der Hochsprache wie im Dialekt lügen, nur lügt man im Dialekt anders, alles Präventiöse geht ihm im allgemeinen ab⁽⁴⁷⁾. 'Der Dialekt entlarvt hohles Pathos' — ja, aber er kultiviert

(44) Rudolf ZIMMER (wie Anm. 36), S. 148.

(45) Dieter KÜHN, *Mundart — Hochsprache. Eine Konfrontation*. In: *Akzente* 22/1976, S. 311-319; hier S. 311 f.

(46) Die "drei herre am Rhin" stehen im Mittelpunkt eines provokanten Gedichtes von André WECKMANN (*schang d sunn schint schun lang*, S. 67).

(47) Die hier attackierte Feststellung wird allerdings oft schon etwas relativiert: "Le dialecte, ce serait ... à la limite la langue dans laquelle il serait impossible de mentir" (*Les Cahiers*, wie Anm. 3, S. 18).

oft ein Pathos der Enge, und vielleicht gibt es eben doch auch provinzielle Präten-tiosität. 'Der Dialekt geht geradewegs auf seinen Gegenstand, auf sein Ziel zu'. Er kann das, gewiß ; aber zu seinen wichtigsten Funktionen gehört es andererseits, daß er Schneckentänze vollführt. Marktfrauen, Hausfrauen in Ladengeschäften, Männer am Wirtshaustisch reden meist Dialekt ; und zu den Ritualen ihrer Kom-munikation gehört es gerade, nicht zum Ziel zu kommen. Dialekt ist auch das Medium der notwendigen Belanglosigkeiten, der "sympathetic circularities" (48), denen übrigens "antipathetic circularities" an die Seite gestellt werden sollten.

Solche Relativierungen und Korrekturen haben nicht die beckmesserische Funktion, den Vertretern der neuen Dialektdichtung und des Regionalismus am Zeug zu flicken. Sie wollen nur hinweisen auf die Gefahr, die mit generalisierten Auffassungen über *d e n* Dialekt verbunden ist; das Wesen des Dialekts wird verab-solutierend festgelegt und wird eben dadurch beliebig, verfügbar, ideologisch — während sich das Wesen in Wirklichkeit aus dem Gebrauch, aus der Funktion, aus der spezifischen Situation ergibt. Ist der Dialekt erst einmal in eine erstarrte Wesensschau gebannt, so entwickelt er sich leicht zum Idiom eines gefühligen und disponiblen Folklorismus. Er wird dann zum bloßen Ornament, den schönen Trachten vergleichbar, mit denen nicht selten auch die Zusammenkünfte derer garniert werden, die von den regionalistischen Zielen weit entfernt sind. Im Elsaß scheint man diese Gefahr erkannt zu haben, wenn jene Karikatur repräsentativ ist, in der ein Trachtenmädchen seinen Rock wegwirft und im Hosenanzug der "Folklore ohne End" ein Ende setzt (49). Vielleicht ist aber der Hinweis an-gebracht, daß diese Gefahr nicht nur mit der auffälligen Tracht, sondern bis zu einem gewissen Grad durchaus auch mit dem unauffälligen Dialekt verbunden ist.

Die Gefahr, von der hier die Rede ist, wurde auf einem anderen Feld von Bert Brecht genau diagnostiziert. Er sah die gängige Kunstrezeption dadurch be-stimmt, daß sich die Rezipienten bewußtlos bestätigen lassen, daß sich beispie-lsweise der Zuschauer eines Theaterstücks in den Strom der Fabel fallen läßt und gemü-dich mitschwimmt. Brechts ganze Anstrengung, wie er sie in seinem "Organon" ausgedrückt hat, wandte sich gegen diese passive Rezeption ; es ging ihm darum, "das Feld in seiner historischen Relativität" zu kennzeichnen, die Vergänglich-keit und Veränderbarkeit herauszustellen. Wo Brecht über die Mittel solcher Verfremdung meditiert, schreibt er ausdrücklich: "Hierfür kann natürlich nicht Kolorit oder Folklore dienen, welche von unsern Theatern gerade dazu verwendet werden, die Gleichheiten in der Handlungsweise der Menschen in den verschiedenen Epochen ... hervortreten zu lassen" (50).

Folklore — und Dialekt — als Ausdruck des Unveränderlichen, Bleibenden, als Entschärfung und nicht als Waffe, als Ausdruck von Zufriedenheit und Resigna-

(48) Vgl. **Hierzu Basil BERNSTEIN**, *Elaborated and Restricted Codes: Their Social Origins and Some Con-sequences*. In: **The Ethnography of Communication (wie Anm. 30)**, S. 55-69; hier S. 61.

U9' Vgl. 'JEAN' (wie Anm. 16), S. 44.

(50) **Bert BRECHT**, *Kleines Organon für das Theater*, Nr. 36.

tion : dies ist eine funktionale Möglichkeit, mit der gerechnet werden muß. Daß die Parallele von Folklore und Dialekt nicht an den Haaren herbeigezogen ist, bewies übrigens auch jene Mundartveranstaltung des Südwestfunks im Mai 1976, bei der eine merkwürdige Zerteilung zu beobachten war : Kritisch-aggressive Passagen in einem Referat Martin Walsers führten bei einem Teil des Publikums zu lautstarkem Widerspruch ; nicht weniger aggressive Passagen in den anschließend vorgetragenen Dialektgedichten lösten beim gleichem Publikum Zustimmung und sogar Heiterkeit aus. Ein Freiburger Stadtrat gab in einem Leserbrief die wohl richtige Erklärung dafür : "Da dies wohl nur an intellektueller Biederkeit liegt, wird dahinter die Überzeugung deutlich, die folkloristische Form absorbiere schon den konkreten Inhalt" (51). Die folkloristische Form — dies betrifft also auch den Dialekt.

Ein schweizer Volkskundler hat vor kurzem einen Begriff geprägt, in dem solche Beobachtungen zur Hypothese gerinnen : er sprach von "mondialer Folklore" (52). Er ging dabei in erster Linie von der musikalischen Entwicklung aus ; Folklore, an sich orientiert an der jeweiligen Volks- oder besser Volksüberlieferung, also der regionalen Tradition, ist hier in einen monumentalen Austauschprozeß getreten ; brasilianische Volksmusik ist gleich nach Appenzeller zu hören, griechische neben elsäbischer und skandinavischer — sie muß nur irgendwie alt oder "folksy" sein. Die Grenzen des Vergleichs sind deutlich : Dialekt als eine sprachliche Äußerung, in der es immer auch auf das inhaltliche Verständnis ankommt, kann niemals so grenzüberschreitend sein. Und doch ist etwas wie eine Tendenz zum "mondialen Dialekt" — einer durch und durch paradoxen Erscheinung — vorhanden. Ich denke etwa an die Mundart-Revuen, die in verschiedenen Städten arrangiert werden. Sie sind gewiß nicht ohne informativen Wert, und sie lösen interessante Effekte aus : das Publikum, das einen Teil der Vorträge gar nicht oder nur höchst lückenhaft versteht, erlebt diese als ein Stück konkreter Poesie, es achtet auf die Musik der Sprache, auf den phonetischen Klang ; und es wird bei solchen Gelegenheiten deutlich, daß das Poetische gar nicht immer aus dem Sinn der benannten Vokabeln wächst, sondern vielfach zwischen ihnen — das Unverständnis gebiert ein Stück poetischer Fantasie.

Trotzdem: die Paradoxie solcher überregionaler Mundartveranstaltungen bleibt bestehen ; sie führen jedenfalls sehr weit weg von dem Bereich, in dem Mundart als Protest fungiert. Von diesem Extremfall her läßt sich die allgemeine Fragestellung formulieren, ob der Dialekt nicht auch im autochthonen Zusammenhang, in seiner eigenen Umgebung folkloristische Effekte auslöst, die eine falsche Zufriedenheit fördern, einen Provinzstolz, der sich vereinnahmen läßt. Hier scheinen sich die Grenzen kultureller Regionalisierung — als einer *nur*-kulturellen — zu zeigen, wo diese nicht verankert ist in weitergehenden regionalen Demokratiegefügen.

(51) *Badische Zeitung* Nr. 134/1976 vom 12./13.6.1976, S. 18.

(52) Walter HEIM, "Mondiale Folklore?" In: *Schweizer Volkskunde* 65/1975, S. 68-70.

In diesem Zusammenhang ist — nach so viel Relativierung — denn doch an eine relative Konstante des Dialekts zu erinnern. Aus den historischen und sozialen Zusammenhängen wächst dem Dialekt ein Akzent zu, der zwar auch nicht schlechterdings zu seinem 'Wesen' gehört, der aber doch für die gegenwärtige Situation bestimmend ist: Dialekt — das ist die Sprache der Unteren, der Betroffenen, der Beherrschten, derer am Rande. Wo immer Anstrengungen gemacht werden, ihnen zu helfen, ihnen mehr Recht und mehr Rechte zu vermitteln, da darf darauf vertraut werden, daß dabei die Funktion und Bedeutung des Dialekts dieselbe ist quer über die Regionen hinweg⁽⁵³⁾. Dies ist auch die wesentliche Verbindungslinie innerhalb der Alemannischen Internationale ; sie versteht Dialekt als Heimatsprache in einem emphatischen Sinn, ohne jedoch diejenigen auszuschließen, die so sehr am Rande stehen, daß ihnen auch diese tröstende Sprache fremd ist⁽⁵⁴⁾. Es geht ja gerade darum, Heimat zu erhalten und Heimat zu schaffen für alle — gegen diejenigen, die Heimat sagen und Bauerwartungsland denken. Von hier aus ergibt sich kein Widerspruch zwischen Heimat und Welt, zwischen Provinz und übergreifenden Räumen. Ernst Bloch hat einmal über Hebel geschrieben : "...derselbe Mann, der sich's so heimisch Wohlsein ließ, steht den Franzosen näher als vielen Deutschen, er lehrt die Heimat, aber die Menschlichkeit dazu"⁽⁵⁵⁾. In dieser scheinbar ganz unpolitischen Feststellung steckt in Wirklichkeit ein politisches Postulat.

(53) Es ist ein interessantes Indiz, daß sich in der Artikulierung gemeinsamer Probleme offenbar auch die funktionellen Valenzen angleichen ; die vielzitierte Äußerung des Kaiserstühler Bauern Meinrad Schwörer über den gemeinsamen Widerstand enthält beispielsweise einen so hohen Anteil von Abstrakta, wie man ihn sonst nur von der Schweiz kannte. Vgl. Walter MOSSMANN, "Du Bevölkerung ist hellwach". Erfahrungen aus dem Kampf der badisch-elsäßischen Bevölkerung gegen ein Atomkraftwerk in Wyhl und ein Bleichemiewerk in Marckolsheim. In: Kursbuch 39, Berlin, 1975, S. 129-153; hier S. 143.

(54) Die häufige Behandlung des Themas Gastarbeiter und ähnlicher Themen in der neuen Dialekt-dichtung macht deutlich, daß es ihr im allgemeinen nicht um vorschnelle sprachliche Identität, sondern um Menschlichkeit geht.

(55) Hebel, Gotthelf und bäurisches Tao. In : Verfremdungen I. Ffm. 1962, S. 186-210, hier S. 197.